

Harald Gilbers
TOTENLISTE

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe September 2018

Knaur Taschenbuch

© 2018 Harald Gilbers

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

© 2018 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: arcangel images / Roy Bishop

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52182-3

2 4 5 3 1

Prolog

*Weydorf, Sowjetische Besatzungszone
Montag, 6. Mai 1946*

Oswald Klinke erstarrte mitten in der Bewegung. Er glaubte, unmittelbar hinter sich etwas gehört zu haben. Ein Geräusch, das nicht hierhin gehörte.

Gehetzt blickte Klinke sich um. Es war nicht viel mehr zu sehen als die grünen Ähren der Wintergerste. Die Maisonne wurde von einem heraufziehenden Unwetter verdeckt. Ein plötzlicher Windstoß brachte den Geruch nach Regen mit sich. Raschelnd bewegten sich die Halme. Meereswellen unter einem tiefen Himmel. Wie zum Hohn stand in dem Feld eine menschenähnliche Gestalt. Unter dem Hut ein augenloses Gesicht, flatternde Kleiderfetzen über einem Gerippe aus Holzstöcken. Klinke wusste, dass die Vogelscheuche für das Geräusch nicht verantwortlich sein konnte. Leblose Dinge pflegten nicht hörbar auszuatmen.

War der Fremde ihm bereits auf den Fersen? Würde er die Gelegenheit nutzen, um zuzuschlagen? Klinke spürte, wie ihm bei diesen Gedanken die Hitze in den Kopf stieg. Er kam gerade von einer weiteren Beerdigung. Seit Ostern hatte die Totenglocke in ihrem Dorf bereits vier Mal geläutet. Und jetzt, allein auf dem Feldweg, ahnte er, dass die Glocke ein fünftes Mal läuten würde, wenn er nicht auf Draht war.

Es war ein Fehler gewesen, den direkten Weg zu seinem Haus zu nehmen, anstatt an der Hauptstraße entlangzulaufen. Unter den anderen Dorfbewohnern wäre er sicher gewesen. Aber hier, außerhalb des Dorfs, konnte er nicht auf Unterstützung hoffen.

Vielleicht war es besser, so zu tun, als hätte er den Verfolger nicht bemerkt. Jetzt, wo er gewarnt war, glaubte Klinke, das Überraschungsmoment auf seiner Seite zu haben. Demonstrativ gelassen schlenderte er zu einem Baum am Wegesrand und lehnte sich dort an, um die Schnürsenkel zu binden. Doch in Wirklichkeit betrachtete er die Umgebung.

Klinke unternahm einen vergeblichen Versuch, seinen Atem zu normalisieren. Leider war er nicht sonderlich kaltblütig – zumindest nicht, wenn er auf sich allein gestellt war. Wenn er sich auf niemanden verlassen konnte, wenn es nur an ihm selbst lag, ob er überleben würde oder nicht.

Wenigstens war er vorbereitet. In der Innentasche seines schwarzen Anzugs steckte eine geladene Wehrmachtspistole. In den chaotischen Tagen der Niederlage hatte er sie zusammen mit einer Uniform unweit des Dorfs in einem Straßengraben gefunden. Als Deutscher durfte man offiziell keine Waffen mehr besitzen. Wenn die russischen Besatzer jemanden verdächtigten, zu den letzten Getreuen Adolf Hitlers zu gehören, wurde der Pechvogel auf der Stelle verhaftet und verschwand dann auf Nimmerwiedersehen. Da sich nur selten ein russischer Soldat in ihr Dorf verirrte, hatte es Klinke jedoch für sicher gehalten, die Schusswaffe wieder aus ihrem Versteck zu holen und bei sich zu tragen. Schließlich musste er sich irgendwie verteidigen können.

Die wogenden Gerstenhalme im Blick, spannte Klinke sich an, machte sich bereit, die Waffe zu zücken, sobald sich ihm eine fremde Gestalt näherte.

Als einziger Arzt in dem Landkreis musste Klinke jeden Leichnam begutachten, die Todesursache einschätzen, Totenscheine ausstellen, die Polizei einschalten, wenn er faules Spiel vermutete. Er hatte die Zeichen gesehen und war doch zu dumm gewesen, die Zusammenhänge zu begreifen. Und jetzt, wo er alles verstand, war es womöglich bereits zu spät.

Gespannt wartete er darauf, dass sich sein Verfolger ihm offenbarte. Aber nichts geschah. Das nächste Geräusch war sich näherndes Hufgetrappel. Ein Pferd zog einen klappernden Karren den Feldweg entlang.

Klinke atmete bei dem Anblick auf. Das runde Gesicht des Mannes auf dem Kutschbock war ihm wohlvertraut. Es war der alte Herr Richter. Wie üblich lugten die nachlässig gestutzten Haare unter der Hutkrempe hervor. In seinem guten Anzug saß Richter auf dem Einspanner und ließ sich von seinem Klepper gemächlich nach Hause ziehen. Es gab keine Notwendigkeit zur Hast, nicht nach einer Beerdigung.

»Kann ich Sie mitnehmen, Herr Doktor?«, fragte Richter, als er den Karren zum Stehen gebracht hatte.

Dankbar nahm Klinke das Angebot an und bestieg den Kutschbock. Mit einem leichten Schlag des Zügels gab Richter seinem Pferd das Signal zum Weitertraben. Klinke hob den Hut, um seine hohe Stirn mit dem Taschentuch abzutupfen.

Das Unheil, das unvermutet über ihr Dorf hereingebrochen war, glich einem Albtraum. Klinke erkannte zwar noch seine altvertraute Umgebung, kannte die Menschen, die ihn täglich umgaben, doch etwas hatte sich unwiederbringlich verändert. Die bisherigen Gewissheiten galten nicht mehr.

Richter schienen ähnliche Gedanken zu beschäftigen. Nach einer Weile brummte er unzufrieden vor sich hin.

»Ich weiß«, murmelte Klinke als Antwort. »Das ist bereits der Vierte.«

»Der Vierte ... von uns«, präzisierte Richter.

Klinke nickte wortlos.

Der erste Tote in Weydorf wurde in einem Pferdestall mit eingeschlagenem Schädel aufgefunden. Der Hufabdruck auf dem Kopf ließ noch einen tragischen Unfall vermuten. Bei einem Scheunenbrand nur fünf Tage später war ein zweites Todesopfer

zu beklagen gewesen. Die Feuerwehr war unterbesetzt, denn auch in ihrem Dorf waren die meisten Männer im besten Alter an der Front geblieben. Wenn sie nicht für Hitler gefallen waren, galten sie als verschollen oder vegetierten in einem der unzähligen Kriegsgefangenenlager vor sich hin. Und so waren die übrig gebliebenen Dorfbewohner zu Hilfe geeilt, um das Feuer mit vereinten Kräften zu bekämpfen.

Nur einer hatte dabei gefehlt: der Besitzer der Scheune. Einige Stunden später wurde seine verbrannte Leiche in den verkohlten Überresten aufgefunden.

Schon am nächsten Tag kursierten in Weydorf Gerüchte, dass es bei den letzten Todesfällen nicht mit rechten Dingen zugegangen sei. Mit den nächsten beiden Toten wurde es endgültig zur Gewissheit. Dass das dritte Opfer in eine Sense gefallen war, könnte vielleicht auch an einen Unfall denken lassen, doch der heute beerdigte Dorfbewohner war mit durchgeschnittener Kehle aufgefunden worden. Klinke zweifelte nicht mehr daran, dass in ihrer Mitte ein Mörder sein Unwesen trieb.

Richter wusste, dass er dem Arzt gegenüber vollkommen offen sein konnte. Kaum etwas verband stärker als gemeinsame Heimlichkeiten.

»Dieser Scheißkerl versucht nicht mal mehr, seine Spuren zu verwischen«, sagte er gereizt. »Jetzt murkst er unsere Leute einfach so ab und schert sich nicht drum, ob es jemandem auffällt. Ich versteh das alles nicht. Haben Sie angeordnet, dass der Sarg in der Kirche geschlossen bleibt?«

Klinke nickte trübsinnig. »Was sollte ich anderes tun? Riskieren, dass das ganze Dorf in Aufruhr gerät?«

Es wäre kaum möglich gewesen, den regelrecht zerfetzten Hals des Toten unter dem Kragen des Sonntagshemds zu verbergen. Der Anblick der Schnittwunde hatte Klinke in den vergangenen Tagen verfolgt. Ein zweites Lippenpaar aus rohem Fleisch, das ihn

bei der Leichenschau die ganze Zeit über höhnisch angegrinst hatte.

»Das will er doch gerade«, fügte Klinke ein wenig zusammenhangslos hinzu. »Der Mörder will, dass wir Angst vor ihm haben. Wozu sonst die Schnitzereien?«

Vehement schüttelte Richter den Kopf. »Das sind doch Kindeereien. Das waren ein paar Lausebengels aus der Nachbarschaft.«

Bereits als Klinke der Familie des ersten Opfers seine Aufwartung gemacht hatte, um sie über ihren Verlust zu informieren, war ihm das Zeichen des Mörders aufgefallen, nicht mehr als eine Markierung, hineingeritzt in die Haustür. Weil die groben Umrissse auf den ersten Blick keinen Sinn ergaben, vergaß Klinke sie gleich wieder, kaum dass er sie gesehen hatte.

Das Entsetzen folgte später, als es bereits drei Tote gegeben hatte. Erst zu diesem Zeitpunkt war er aufmerksam geworden. Als Klinke mit wachsamem Blick durch sein Dorf gegangen war, hatte er schließlich registriert, dass an jedem Haus, in dem eines der Mordopfer lebte, zuvor eine dieser eingeritzten Figuren aufgetaucht war.

»An solche Zufälle glaube ich nicht«, beharrte Klinke. »Der Mörder weiß genau, was hier geschehen ist. Er hält uns für schuldig. Und nun dezimiert er uns, einen nach dem anderen.«

Klinke glaubte plötzlich, keine Luft mehr zu bekommen. Hastig lockerte er seine Krawatte und öffnete den oberen Hemdknopf.

Richter verzog den Mund. »Aber was sollen diese Schnitzereien? Warum soll sich der Schweinehund denn verraten? Damit wir zur Polizei laufen?«

»Er weiß ganz genau, dass wir nicht zur Polizei gehen können«, wandte Klinke ein.

Für einen Moment hielt Richter inne. Dann nickte er.

Damit war ihr Gespräch beendet.

Auf den letzten paar Hundert Metern wandte sich Klinke im-

mer wieder um. Doch so sehr er auch in die Umgebung starrte, nirgends gab es ein Anzeichen dafür, dass sie verfolgt wurden.

Richter setzte seinen Fahrgast vor dessen Haus ab. Klinke sprang vom Kutschbock und schritt quer durch den Gemüsegarten. Hinter ihm fuhr der Einspanner unter Kettengeklirr und Hufgetrappel weiter.

Fast gleichzeitig riss die Wolkendecke auf. In der grellen Mittagssonne begann es vor Klinkes Augen zu flirren. Routiniert griff er zum Schlüsselbund. Als sich Klinkes Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten, erstarrte er. Zunächst nahm er auf seiner Haustür nur feine Linien wahr. Bei genauem Hinsehen stellten sie sich als Kratzer heraus. Sie wirkten fast zufällig, doch als Klinke in die Hocke ging, erkannte er die gleiche Figur, die er auch an den anderen Häusern gesehen hatte.

Es war die Schnitzerei einer Menschengestalt. Wo sich die Schultern befinden sollten, formten sich an beiden Seiten weitere Kratzer zu halbrunden Gebilden. Aber diesmal war der Unbekannte bei seiner Schnitzarbeit geradezu liebevoll zu Werke gegangen. Und deshalb erkannte Klinke, dass es Flügel sein sollten.

Bei diesem Anblick begann er zu frösteln. Der Mörder hatte das Zeichen auch in seine Tür geritzt. Er war ihm ganz dicht auf den Fersen. Klinkes Zeit war abgelaufen. Er hatte sich zu lange etwas vorgemacht. Plötzlich erschien es Klinke aussichtslos, sich selbst zu schützen.

Er rannte los. Mehr stolpernd als laufend hastete Klinke dem Einspanner hinterher. Er wedelte mit den Armen, brüllte sich die Seele aus dem Leib, um Richter zum Anhalten zu bewegen.

Irritiert wandte sich dieser um und brachte seinen Klepper zum Stehen.

Schwer atmend stützte sich Klinke an dem Holzkarren ab.

»Wir müssen die Dorfbewohner einweihen, sofort«, keuchte er.
»Ich bin der Nächste! Wir müssen fort von hier. Auf der Stelle!«

Berlin
Montag, 9. Dezember 1946

Hier sind weitere Namen mit dem Anfangsbuchstaben *L!*« Mit dieser Ankündigung knallte Frau Scholz einen Stapel Pappkarten auf Oppenheimers Tisch. Ihre dunkelbraunen Haare hatte sie wie üblich zu einem Dutt frisiert, der so hoch aufragte, dass Oppenheimer stets befürchtete, die Frisur könnte irgendwann einmal aus dem Gleichgewicht geraten. Fröhlich blinzelte sie Oppenheimer durch ihre Brille an, als erwartete sie eine Belohnung dafür, dass sie ihm zusätzliche Arbeit aufhalste.

»Ähm, ja, vielen Dank«, murmelte Oppenheimer und beobachtete zerstreut, wie sich Frau Scholz zwischen den Tischreihen hindurch wieder entfernte. Dann taxierte er die neuen Suchaufträge. Anhand der Stapeldicke konnte er relativ genau einschätzen, wie lange er zum Einsortieren brauchen würde. Oppenheimer rechnete mit etwa drei Stunden. Bei dem Gedanken sog er die Luft ein. Obwohl der Krieg mittlerweile seit anderthalb Jahren vorbei war, roch es in ihrem Großraumbüro unverändert nach Beton und Steinstaub.

Die Flut der Anfragen schien niemals aufzuhören, was nicht verwunderlich war, denn es wurde geschätzt, dass fast jeder vierte Deutsche einen Angehörigen vermisste oder selbst gesucht wurde. Unzählige Stadtmenschen waren vor dem Bombenhagel in die umliegenden Dörfer geflohen und fanden bei der Rückkehr nur noch zerstörte Häuser und Wohnungen vor. Mehr als zehn Millionen Wehrmachtssoldaten und Angehörige der SS befanden sich

bei Kriegsende in Kriegsgefangenschaft. Bereits Mitte Mai 1945 waren die Ersten wieder entlassen worden, doch ein großer Teil war immer noch in den Internierungslagern eingesperrt oder galt als verschollen.

Und dann gab es nicht zuletzt die etwa vierzehn Millionen heimatlosen Menschen, die aus den einstmaligen deutschen Ostgebieten in Richtung Westen geflohen oder zwangsweise umgesiedelt worden waren. In der Zeit des Nationalsozialismus hatte man die deutschsprachige Bevölkerung außerhalb des Reichsgebiets noch *Volksdeutsche* genannt, um sie fein säuberlich von den Reichsdeutschen zu unterscheiden. Jetzt wurden die Flüchtlinge aus dem Osten im offiziellen Sprachgebrauch meistens nur *Umsiedler* genannt.

Bereits auf der ersten Alliierten-Konferenz, die im November 1943 in Teheran stattgefunden hatte, waren Roosevelt, Churchill und Stalin zu der Übereinstimmung gelangt, dass die sowjetisch-polnische Ostgrenze nach dem absehbaren Kriegsende längs der Curzon-Linie verlaufen sollte, während dem polnischen Staat im Gegenzug als Entschädigung für die an Russland abgetretenen Gebiete eine Verschiebung seiner Westgrenze versprochen wurde. Zumindest auf dem Papier schien dies eine simple Lösung zu sein, doch die Probleme sollten damit erst beginnen, denn die Bevölkerung in den von der Maßnahme betroffenen Westgebieten war ethnisch stark gemischt und mehrheitlich nichtpolnisch. Gleichzeitig musste für die polnischstämmigen Familien aus den Ostgebieten Platz geschaffen werden, die im westlichen Teil neu angesiedelt werden sollten.

Und so war mit einem Federstrich eine Völkerwanderung ungeahnten Ausmaßes ausgelöst worden, eine technokratische Lösung, bei der sich kaum jemand darum gekümmert hatte, ob sie überhaupt zu bewältigen war. Auf der Potsdamer Konferenz war zwar beschlossen worden, dass die Überführung in *ordnungsge-*

mäßiger und humaner Weise erfolgen sollte, doch Oppenheimer hatte in den letzten Monaten wiederholt mitbekommen, dass sich die realen Vorgänge nicht an diesen hochtrabenden Plänen messen ließen. Die Deportationen verliefen chaotisch, allzu häufig wurde dabei mit rücksichtsloser Gewalt durchgegriffen.

Und all diese Schicksale bekam nun Oppenheimer auf seinen Schreibtisch, denn er arbeitete seit etwa einem halben Jahr beim *Deutschen Suchdienst* im US-amerikanischen Sektor Berlins, dessen Dienststelle sich im Stadtteil Dahlem befand.

Nach der kurzen Unterbrechung durch Frau Scholz aus der Poststelle wandte sich Oppenheimer wieder den Karten mit den Suchanfragen zu und rieb seine klammen Hände. Wenigstens hatte Lisa irgendwoher fingerlose Handschuhe aufgetrieben, mit denen er beim Kartensortieren nicht ständig abrutschte.

Dass Oppenheimer und seine Kollegen bei ihrer Arbeit die Wintermäntel anbehielten und Handschuhe trugen, lag daran, dass es in den letzten Tagen in Berlin wieder deutlich kühler geworden war. Der kurze Wintereinbruch im November war erträglich gewesen, zumal es danach wieder freundliche Tage gegeben hatte. Und trotzdem hielt sich seitdem hartnäckig die Kälte in den Winkeln des Großraumbüros, in dem Oppenheimer tagtäglich hockte. Mit seinen sechs Metern Höhe war der Raum praktisch nicht beheizbar. Zumindest nicht, solange es in Berlin an allen Ecken und Enden an Brennmaterial mangelte.

Nachdem Oppenheimer seine Hände geknetet hatte, fuhr er mit der Sortierung der Karten fort. An manchen Tagen kam er sich vor wie eine Arbeitsbiene, aber das störte ihn nicht. Einer von rund fünfzig weiteren Angestellten zu sein, die an langen Holzti-schen im Auftrag des Roten Kreuzes, der Caritas und Berlins Innerer Mission Menschenschicksale katalogisierten, um Vermisste aufzufinden und Familien zusammenzuführen, vereinfachte die Dinge. Oppenheimer stach nicht mehr aus der Masse hervor.

Über den Tisch gebeugt, verrichtete er seine Arbeit, beschäftigte sich mit Routinekram, und das acht Stunden am Tag.

Statt als Kommissar tagtäglich zu riskieren, bei den Alliierten anzuecken, die sich allzu selten auf einen gemeinsamen Nenner einigen konnten, hielt er sich viel lieber an die Buchstaben. Namen waren eindeutig. Unpolitisch.

Lang, Lange, Längefeld, Langenbach, Lagemack, Langenberg. Oppenheimer musste seine Augen anstrengen, um die Beschriftung auf den Karten entziffern zu können. Der trübe Winterhimmel lieferte trotz der raumhohen Fenster zu beiden Seiten ihres Büros einfach nicht genügend Licht. Und die in drei Reihen angeordneten Hängelampen über ihren Köpfen waren nur noch eine reine Dekoration, seitdem die Stadtverwaltung Anfang November dazu gezwungen worden war, Stromsperrungen zu verhängen. Oppenheimer befürchtete, dass sich in diesem Jahr genau dasselbe Versorgungsdebakel anbahnte wie schon im ersten Nachkriegswinter. Auch damals hatte man den Strom strikt rationiert, da die Kraftwerke nur unzureichend mit Kohle beliefert wurden.

Das Problem wurde noch verschärft, weil sich die sowjetische Militäradministration außerstande erklärt hatte, die Versorgung der kompletten Großstadt aus dem Berliner Umland zu gewährleisten. Deswegen musste jede Besatzungsmacht in ihrem Sektor selbst für den Nachschub an Nahrung und Rohstoff sorgen. Und so wurden die Sektoren der Briten, Franzosen und Amerikaner momentan nur durch einen einzigen Schienenstrang vom Westsektor aus beliefert. Trotzdem versuchte Oppenheimer, es positiv zu sehen. Wenn der Winter tatsächlich über sie hereinbrechen sollte, dann besaß er jetzt wenigstens ein Paar warme Handschuhe.

Oppenheimer ergriff ein Dutzend Karten und sortierte sie. Dann beugte er sich vor, um sie alphabetisch in die Holzfächer einzuordnen, die unter einer verschiebbaren Abdeckplatte in sei-

nem Tischgestell eingelassen waren. Er war so in seine Aufgabe versunken, dass ihm die raschen Schritte hinter seinem Rücken nicht auffielen. Erst als sich jemand über seine Schulter beugte, bemerkte er, dass etwas geschehen war.

»Also, Herr Oppenheimer, da ist Besuch für Sie«, raunte jemand.

Es war Herr Furmanek, der stets auf tadellose Umgangsformen und penible Kleidung achtete, damit er mit seiner schwarzen Augenklappe nicht wie ein Freibeuter wirkte. Unter dem zugeknöpften Wintermantel war nicht viel zu sehen, doch Oppenheimer zweifelte nicht daran, dass sein Kollege wie gewöhnlich ein Hemd mit steifem Kragen und eine ordentlich gebundene Krawatte trug.

»Was ist denn?«, fragte Oppenheimer. »Ich kann nicht so einfach weg. Mittagspause ist doch erst in einer Stunde.«

Und da bemerkte er Herrn Furmaneks Kurzatmigkeit. »Es scheint dringend zu sein. Da ist etwas vorgefallen. Mit einer Frau namens Hilde. Sagt Ihnen der Name etwas?«

Oppenheimer richtete sich auf. Jetzt hatte sich die Nervosität auch auf ihn übertragen.

»Ja, was ist denn?«

Herr Furmanek schüttelte nur den Kopf und zeigte zur Poststelle. Eilig legte Oppenheimer die Karten zur Seite und schlängelte sich zwischen den Tischreihen hindurch.

In der Poststelle herrschte eine Stimmung wie bei einem Kaffeekränzchen. Ein halbes Dutzend Frauen saß vor einem Berg aus Karten – neue Suchanfragen, die von den Damen unter geselligem Geplauder sortiert wurden. Daneben stand eine graue Gestalt mit einem Schnurrbart und hielt verlegen ihren Hut in den Händen.

Es war Otto Seibold. Gerade rückte er die Brille zurecht. Der Schnurrbart zuckte nervös, und das Gesicht war hochrot. Seit

Oppenheimer gemeinsam mit ihm und Franz Schmude dafür gekämpft hatte, ihre gute Freundin und erbitterte Nazi-Gegnerin Hilde vor dem Volksgerichtshof zu entlasten, konnte er sich nicht erinnern, Seibold jemals in einem derart aufgelösten Zustand gesehen zu haben.

Bei Oppenheimers Anblick atmete Seibold auf.

»Richard, ein Glück!«, platzte es laut aus ihm heraus, sodass auch die Damen hinter dem Papierberg auf ihn aufmerksam wurden. Oppenheimer spürte die neugierigen Blicke und zog Seibold in den leeren Flur.

»Was hast du denn, Otto?«, fragte Oppenheimer. »Was ist mit Hilde?«

Seibold öffnete den Mund, fand jedoch nicht gleich die richtigen Worte. »Ich weiß es nicht«, antwortete er schließlich mit einem Stoßseufzer. »Hilde wird festgehalten. In Schöneberg, beim Sozialamt. Sie hat jemanden vorbeigeschickt, um mich zu unterrichten. Sie wollen sie nicht mehr gehen lassen. Hilde meint, dass nur du sie da wieder herausholen kannst.«

Seibold hatte diese Nachricht derart schnell heruntergerattert, dass es Oppenheimer schwerfiel, ihm zu folgen.

»Was, Sozialamt?«, wiederholte er verwundert. »Was hat sie denn ausgefressen? Und warum hält man sie fest? Hat sie vielleicht jemanden beleidigt?«

Entschuldigend hob Seibold die Hände. »Mehr weiß ich auch nicht. Am besten, du machst dich unverzüglich auf den Weg.«

Wenn sogar eine patente Person wie Hilde nicht mehr weiterwusste, musste die Situation tatsächlich ernst sein. Voller Sorge wollte Oppenheimer auf die Straße stürzen. Er hatte die Hand bereits auf den Türgriff gelegt, als ihn etwas zurückhielt. So überstürzt den Arbeitsplatz zu verlassen, das gefiel ihm nicht.

»Das geht nicht so einfach«, murmelte Oppenheimer. »Ich muss mich erst abmelden.« Wenn er einfach so von der Bildfläche

verschwand, konnte das falsch aufgefasst werden. Während der Sommermonate hatten etliche Kollegen gefehlt. Vor allem am Freitag und Samstag zogen sie es vor, in vollgestopften Zügen die strapaziöse Fahrt mit dem sogenannten *Kalorien-Express* aufs Land zu unternehmen, um dort Lebensmittel einzutauschen. Natürlich waren die Hamsterfahrten illegal, wenn man keinen Bezugsschein vorweisen konnte. Doch nachdem sich herumgesprochen hatte, dass die Polizei bei ihren Razzien zunehmend ein Auge zudrückte, waren die Bahnsteige immer voller geworden.

Ernährungsfachleute hatten errechnet, dass ein arbeitender Erwachsener einen Bedarf von täglich zweitausendzweihundert Kalorien hatte. Doch die auf Karte ausgegebenen Lebensmittel waren von der Stadtverwaltung aufgrund der desolaten Versorgungslage zuletzt immer weiter reduziert worden, sodass die Menschen in Berlin zeitweilig nur die Hälfte der nötigen Kalorienmenge bekamen. In den Läden gab es meistens nur Brot und Kartoffeln. Im russischen Sektor wurden statt der Fleischration häufig auch mal Heringe oder weißer Käse ausgegeben. Frisches Gemüse bekam man eigentlich nie, ebenso wenig wie die zugesicherte Fettration.

Und mit der Nahrungsnot wurde so mancher vor eine schwere Entscheidung gestellt. Sollte man am Arbeitsplatz erscheinen, um Anspruch auf eine Lebensmittelkarte zu haben, in der ungewissen Hoffnung, in den Läden überhaupt etwas kaufen zu können? Oder erschien es nicht sinnvoller, zwei Tage seiner Zeit für eine Hamsterfahrt zu investieren?

Aber jetzt, wo die ersten winterlichen Temperaturen eingesetzt hatten und bei den Bauern nicht mehr viel zu holen war, waren die Ausfallquoten zurückgegangen, und Oppenheimer rechnete sich gute Chancen aus, für ein paar Stunden vom Bürodienst freigestellt zu werden. Immerhin konnte er wahrheitsgemäß damit argumentieren, dass es sich um eine Amtsangelegenheit handelte.

Oppenheimer machte kehrt und lief zurück ins Büro.

»Komm mit, Otto«, erklärte er hastig. »Und jetzt erzählst du Herrn Suhr dasselbe wie mir.«

»Wer ist denn dieser Herr Suhr?«, fragte Seibold.

»Mein Vorgesetzter.«

Warum hatte er sich darauf eingelassen? Warum war er nur hierhergekommen? Georg Hüttner starrte auf die verblichenen Tapeten. Wie immer war er nervös, wenn er sich im US-Sektor befand. Obwohl ihn nur wenige Kilometer von der sowjetischen Zone trennten, ermahnte er sich, auf der Hut zu sein. Im Territorium der westlichen Imperialisten konnte ein Fehltritt desaströse Konsequenzen haben. Normalerweise suchte er die Begleitung eines anderen Genossen, wenn er sich dorthin wagte. Das war besser so, damit man nicht in Verdacht geriet, mit dem kapitalistischen Ausland zu kooperieren.

Doch Hüttner bewahrte Geheimnisse, die nicht ans Tageslicht kommen sollten. Und so hatte er keine andere Wahl, als sich an diesem Morgen ohne Begleitung in die Höhle des Löwen zu wagen.

Schon jetzt bereute er diesen Entschluss.

»Möchtest du einen Tee?«

Die harmlose Frage seines Bruders Josef riss Hüttner aus den dunklen Gedanken. Als Antwort verzog er den Mund zu einem Lächeln und nickte. Doch ein fader Geschmack blieb, denn den Tee, der ihm so großmütig angeboten wurde, hatte er selbst besorgen müssen. Neben Fleischkonserven, Zucker und Kartoffeln hatte Hüttner auch noch Zündhölzer und ein wenig Brennholz mitgebracht.

Er wäre am liebsten auf der Stelle wieder verschwunden, es erschien jedoch nicht ratsam, auf Konfrontation zu gehen. Er war sich schmerzlich bewusst, dass Josef ihn vollkommen in der Hand

hatte. Hüttner machte widerwillig gute Miene zum bösen Spiel, das sich auf einen Nenner bringen ließ: Erpressung. Es war wohl besser, so zu tun, als sei er wegen eines Familienbesuchs hierhergekommen, und noch ein paar Minuten zu verweilen, um Josef so etwas wie Normalität vorzugaukeln. Also versuchte Hüttner, es sich in dem abgeschabten Ohrensessel bequem zu machen, was gar nicht so einfach war, da er jede einzelne Sprungfeder spürte.

Josef begab sich zur Kochnische. Die Küche war ebenso ärmlich eingerichtet wie fast alles hier. Ein gekachelter Herd mit einem langen Ofenrohr, das auch Wärme abgab, daneben ein mit zwei Schrauben an der Wand befestigtes Metallwaschbecken, bei dem an einigen Stellen die Emaillierung abgeplatzt war. Ein riesiger Waschzuber stand mitten im Zimmer, der allerdings dazu diente, das von der Zimmerdecke herabtropfende Wasser aufzufangen.

Immerhin war die Dachgeschosswohnung verhältnismäßig groß und verfügte sogar über eine separate Diele und ein eigenes Wasserklosett. Vermutlich ging das schon als Luxus durch.

Hüttner warf seinem Bruder einen prüfenden Blick zu. Es war albern, und doch konnte er nicht anders, als nach einem weiblichen Zug in Josefs Verhalten zu suchen, nach einer auffälligen Artikulation, an die er sich nicht erinnerte, nach einem deplatzierten Hüftschwung.

Hüttner beobachtete Josefs schlaksige Gestalt vor dem Herd, als ihm von den Fenstern her ein eisiger Windhauch in den Nacken blies. Es war kälter hier oben, als er gedacht hatte. Er beschloss, dass es ein Fehler gewesen war, seinen Wintermantel auszuziehen, und ging zur Diele, wo er ihn an einen Wandhaken gehängt hatte.

Unmittelbar vor der Tür verharrte er. Hüttner glaubte, dahinter ein Geräusch zu hören. Vielleicht war jemand dort. Womöglich belauschte jemand sie.

Hüttner riss die Tür auf und trat in die Diele. Doch da war nichts. Die einzige Kontur war der graue Mantel an dem Wandhaken.

Erleichtert schnaubte Hüttner. Wahrscheinlich hatten ihm seine Sinne einen Streich gespielt. Er sah Gespenster. Anders konnte es nicht sein. Er wickelte sich in den wärmenden Mantel und kehrte zum Sessel zurück.

»Es war nichts«, sagte er kopfschüttelnd, als er Josefs fragenden Blick auffing. Dann ließ er sich betont gelassen in den Sessel sinken und musterte trübsinnig den einfachen Holztisch, auf dem das aufgerissene Paket mit den in Wachspapier eingewickelten Lebensmitteln lag.

Obwohl Hüttner kaum etwas damit zu tun hatte, wusste er von den Nöten der Berliner Bevölkerung. Der allgegenwärtige Hunger, bei dem sogar die umfangreichen Getreideimporte aus dem Ausland letztendlich nur ein Tropfen auf den heißen Stein waren, der Mangel an Brennmaterial, der die Berliner dazu trieb, die Bäume und Büsche in den Parks abzuholzen und Kohletransporte zu bestehlen.

In Berlin war alles anders als in Hüttners Erinnerung. Aber vielleicht hatte er in den langen Jahren des Exils die Vergangenheit durch eine rosa Brille gesehen. Er führte jetzt wieder seinen alten Vornamen, und doch hatte er sich immer noch nicht daran gewöhnt, dass die Leute ihn nicht mehr mit seinem russischen Spitznamen *Jurka* anredeten.

Hüttner kam sich in seiner Heimatstadt fremd vor. Damit hatte er nicht gerechnet, als er wenige Monate nach dem Kriegsende mit einer Handvoll anderer Exildeutscher in einem unruhigen Flug von Moskau direkt nach Berlin verfrachtet worden war. Aus der Ferne betrachtet, war ihm die Lage in der Stadt nicht so schwierig erschienen. In Russland war Hüttner tagtäglich seiner Aufgabe nachgegangen, für den deutschsprachigen Radiosender *Freies Deutschland*

Texte zu verfassen, um die Stimme gegen die Nazi-Propaganda zu erheben, die Macht der Worte gegen die Tyrannei zu setzen. Doch auf die ungeahnt komplexe Situation nach seiner Rückkehr hatte ihn keine der politischen Schulungen vorbereitet.

Stalin kooperierte mit den Westalliierten, obwohl sie, abgesehen von dem gemeinsamen Feind des Faschismus, kaum eine ideologische Übereinstimmung besaßen. Und der Anblick des Trümmerhaufens, zu dem Berlin geworden war, hatte in Hüttner Bestürzung ausgelöst. Noch größer war die Erschütterung, als er schließlich von den Verbrechen der Rotarmisten hörte. Zuerst war er überzeugt gewesen, dass die Leute die Unwahrheit sagten. Hüttners Genossen verfielen auf die einfache Erklärung, dass die Berichte von den Vergewaltigungen und Plünderungen Propaganda sein mussten, die von ausgebildeten Faschisten gestreut wurde, um ihre Aufbauarbeit zu torpedieren. Die russischen Truppen hatten schließlich für die gerechte Sache gekämpft, und in dieses Bild wollten diese Berichte nicht hineinpassen.

Je mehr Hüttner in den folgenden Monaten hörte, umso unsicherer wurde er, was wirklich der Realität entsprach. Aber der Weg zur Erlösung war selten ein Spaziergang. Womöglich war es ja Hüttners Aufgabe, diesen schrecklichen Geschehnissen dadurch einen Sinn zu geben, indem er für eine bessere Zukunft sorgte.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe der Tee aufgebrüht war. Zumindest kam es Hüttner wie eine Ewigkeit vor, bis Josef einen Becher mit der dampfenden Flüssigkeit vor ihm abstellte. Dann setzte er sich gegenüber auf das Bett, der einzigen weiteren Sitzgelegenheit in dieser Wohnung.

»Ich wollte es nicht tun«, versuchte Josef schließlich, sich zu rechtfertigen. Er schlang den viel zu großen Wintermantel um sich. »Aber ich muss irgendwie leben. Das wirst du doch verstehen.«

»Jetzt ist es auch egal«, brummte Hüttner. Er spürte keinen Durst, dennoch nippte er an dem Tee. Wenigstens konnte er seine Hände an dem Becher wärmen. Hüttner klappte den Mantelkragen hoch. Er hasste die Kälte. Nach den Jahren im Exil wusste er, dass er diese Abneigung mit den meisten Russen teilte. Zuerst hatte er tatsächlich gedacht, dass ihnen arktische Temperaturen nichts anhaben würden. Ganz so, als loderte in ihnen ein Feuer, das sie stets warm halten würde. Hüttner konnte kaum glauben, wie naiv er gewesen war.

»Die Sachen«, setzte Josef an. »Schreib auf, was du mir alles bringst. Irgendwann werde ich es zurückzahlen.«

Hüttner lachte in sich hinein. Er glaubte nicht daran, dass sein Bruder die Schulden jemals begleichen würde.

»Ich kann dir nicht regelmäßig etwas bringen«, gab Hüttner zu bedenken. »Wenn wir uns hier in der Wohnung treffen, dann bedeutet das für mich ein gewisses Risiko.«

»Du kannst mir auch einen Ort im Russensektor vorschlagen.«

Hüttner dachte über dieses Angebot nach. Sicher, das würde die Sache vereinfachen, doch gleichzeitig erhöhte es für ihn die Gefahr, von seinen Genossen beobachtet zu werden. Selbst wenn sie nur zufällig von der Sache Wind bekamen, würde es Komplikationen geben.

In Gedanken formulierte Hüttner eine ausweichende Antwort. Er kam nicht mehr dazu, sie auszusprechen, denn unvermittelt brach draußen ein lautstarkes Durcheinander aus.

Zuerst waren in der Ferne Sirenen zu hören. Dann gesellte sich das Heulen von Automotoren hinzu. Schließlich drangen aufgeregte Stimmen in die Wohnung.

Hüttner riss die Augen auf. Seine schlimmsten Befürchtungen drohten wahr zu werden. Er sprang aus dem Sessel auf und war mit zwei schnellen Schritten beim Fenster. Eine der zersprungenen Scheiben war durch einen Pappkarton ersetzt worden, doch

wenn man den Hals reckte, ließ sich durch das Glasstück daneben ein Teil der Straße unten überblicken.

Zwei Polizeiwagen kamen ins Blickfeld und bremsten direkt vor dem Haus ab.

Hüttner fühlte sich ertappt. Plötzlich erschien das heimliche Treffen mit Josef in einem neuen Licht. War es nur ein Vorwand gewesen, um ihn in den US-Sektor zu locken? Sein Bruder wollte ihn gar nicht erpressen, nein, sein Motiv war Vergeltung. Einen anderen Reim konnte sich Hüttner auf diese Situation nicht machen.

»Du falscher Hund«, zischte er. Dann packte er seinen Hut.

»Nicht ins Treppenhaus!«, rief Josef ihm nach, doch Hüttner nahm die warnenden Worte nicht mehr wahr.

Einen Augenblick später befand er sich bereits im dunklen Flur und schaute gehetzt über das Treppengeländer.

Dort unten hämmerte jemand an die Haustür.

Er befand sich im obersten Stockwerk. Nur wenn es ihm gelang, die Treppe ganz nach unten zu laufen, bestand die minimale Chance, in den Hinterhof zu entweichen.

Fast wie von selbst flogen seine Füße die Stufen hinunter. Im Erdgeschoss rempelte Hüttner eine alte Frau an, die im Begriff war, die Vordertür aufzusperren.

»Na, sajen Se mal, könn Se nich' uffpassn?«, rief sie ihm gereizt nach.

Wieder pochte jemand gegen die Vordertür.

Hüttner lief einen engen Korridor entlang in den hinteren Gebäudeteil. Nur noch wenige Schritte, dann war die Hintertür in Reichweite.

Er streckte seinen Arm aus und drückte auf die Klinke. Er wollte bereits aus dem Gebäude hinausrennen, als er mitten in der Bewegung innehielt. Schließlich wusste er nicht, was ihn auf der anderen Seite erwartete. Wenn er Pech hatte, dann befand sich die Polizei bereits im Hinterhof.

Hüttner öffnete vorsichtig die Tür, bis ein kleiner Spalt offen stand, durch den er hinausspähen konnte. Rauch schlug ihm entgegen. In der Nachbarschaft schien etwas verbrannt zu werden.

Trotzdem konnte er vor den Trümmern des rückwärtigen Nachbarhauses nichts weiter erkennen als ein Durcheinander aus Abfalltonnen und Wäscheleinen. Also zog Hüttner die Tür auf und schlüpfte nach draußen.

Den Hut in die Stirn gezogen, löste sich Hüttner von der Hauswand. Er versuchte, nicht aufzufallen, doch es ließ sich kaum verhindern, dass seine Schritte immer schneller wurden. Wenn er es bis zur gegenüberliegenden Ruine schaffte, würde er entkommen können.

Keuchend eilte er über den Innenhof. Hinter seinem Rücken brüllte plötzlich jemand: »Stehen bleiben! Polizei!«

Hüttner drehte sich nicht um, denn er hatte die dunklen Fensterhöhlen der Ruine fast schon erreicht. Nur noch ein paar Schritte, und er konnte in dem zerstörten Gebäude verschwinden.

Den Blick starr nach vorn gerichtet, achtete Hüttner nicht mehr darauf, wohin er seine Schritte setzte.

Doch er hatte nicht damit gerechnet, dass sich noch etwas anderes im Hinterhof befand. Ein Fremdkörper, der hier ebenso wenig etwas zu suchen hatte wie Hüttner selbst.

Zuerst bemerkte er nur einen Widerstand. Etwas zerrte an seinem rechten Fuß, daraufhin verlor Hüttner das Gleichgewicht und fiel mit ungebremster Wucht zu Boden. In seinen Kniegelenken zuckte ein stechender Schmerz. Auf dem mit Steinsplittern und Scherben übersäten Boden riss er sich die Hände auf.

Augenblicklich näherten sich Schritte, Hände packten seine Oberarme und zogen ihn gewaltsam hoch. Hüttner trat mit den Beinen um sich, bis er wieder festen Boden unter den Füßen spürte.

Seine zwei Ergreifer trugen die Tschakos der Berliner Polizei-

kräfte. Einer von ihnen drückte einen Holzknüppel in Hüttners Nacken.

Doch jetzt, wo sie ihn in Gewahrsam hatten, kümmerten sie sich nicht mehr um Hüttner. Etwas anderes hatte ihre Aufmerksamkeit geweckt.

»So 'ne Scheiße«, entfuhr es einem der Polizisten.

Die Ordnungshüter starrten auf das Hindernis, über das Hüttner gestolpert war. Allerdings konnte er den Sinneseindruck zunächst nicht einordnen. Zu ungewöhnlich war der Anblick, zu rätselhaft.

Auf dem grauen Boden lugte zwischen den Kehrlichttonnen ein Arm hervor. Schriftzeichen befanden sich auf der entblößten Haut. Hüttner war allerdings zu weit entfernt, um sie entziffern zu können. Der tote Körper lag in einer verrenkten Position hinter den Abfalleimern. Auf dem Kopf befanden sich graue Haare. Der weit aufgerissene Mund war kohlschwarz verfärbt. Statt eines Schreis entstieg dem Rachen der letzte Qualm eines ersterbenden Feuers.

Hüttner hatte bereits geahnt, dass die Situation für ihn gefährlich war, doch nun war sie geradezu lebensbedrohlich geworden. Die Polizei hatte ihn in unmittelbarer Nähe einer nackten Männerleiche aufgegriffen. Und das ausgerechnet im US-Sektor. Hüttner konnte nicht erklären, was er hier suchte.

Allmählich drang die unweigerliche Tatsache in sein Bewusstsein vor, dass er sich nicht herausreden konnte. Es würde ihm nicht einmal gelingen, Entlastungszeugen zu benennen. Bei diesem Gedanken musste Hüttner hart schlucken.